

Grammatische Illusionen und sprachliche Realitäten – Bemerkungen zum Sprachvermögen*

André Meinunger

Im vorliegenden Beitrag geht es um etwas, das für manche Linguisten ein Skandal ist. Für diese Sprachwissenschaftler ist sprachliches Wissen – also das Beherrschen einer (Mutter-) Sprache – das Ergebnis des Spracherwerbsprozesses, der damit abgeschlossen ist, dass ein Sprecher einen ausreichend großen Wortschatz, aber vor allem eine Menge an grammatischen Regeln erworben hat, die er anwendet, wenn er sprachlich kommuniziert. Die Gesamtheit dieser Regeln ist die Grammatik. Es scheint nun aber so zu sein, dass unter bestimmten Bedingungen sprachliche Strukturen als vollkommen gut beurteilt werden, obwohl sie den Regeln widersprechen. In der Wahrnehmungspsychologie kennt man optische Täuschungen, die darin bestehen, dass man visuell etwas anders wahrnimmt, als es in Wirklichkeit der Fall ist. In Anlehnung an diese Phänomene sprechen manche Linguisten von ‚grammatischen Illusionen‘. Einige solcher Strukturen werden hier vorgestellt – angefangen mit der sogenannten ‚Skandalkonstruktion‘. Es wird dafür plädiert, abstraktes sprachliches Wissen einerseits und konkretes prozedurales Sprechen und Verstehen andererseits wenn nötig auseinanderzuhalten.

This contribution centers on what for some linguists is considered to be a scandal. For these researchers, linguistic knowledge – the mastery of one’s mother tongue – is the result of a process called language acquisition, which is achieved when the speaker has acquired an adequate vocabulary and especially a set of grammatical rules which (s)he respects when (s)he talks. The totality of these rules is called the grammar. Now it seems that under specific conditions, linguistic structures are conceived of as acceptable or even perfect although they are in conflict with the rules. From the psychology of perception, we are familiar with so-called optical illusions, which consist in the fact that we perceive something visually to be different than it is in reality. Analogous to this phenomenon, some linguists speak of ‘grammatical illusions’. Some structures of this kind (in German)

* Ein Großteil der im vorliegenden Beitrag diskutierten Phänomene, speziell die jeweiligen grammatischen Illusionen, wird in etwas ausführlicherer Form in einem weiteren Aufsatz (Meinunger in Vorbereitung) dargestellt. Die Übereinstimmungen beider Aufsätze in diesem Punkt sind insofern nicht gering. Die Perspektive auf das Phänomen allerdings ist jeweils eine ganz andere. Im vorliegenden Beitrag geht es in der Hauptsache um die grammatiktheoretische Einordnung und psycholinguistische Fragestellungen zur mentalen Sprachverarbeitung – um den vermeintlichen Skandal. Im erwähnten und in großen Teilen ähnlichen Artikel steht allerdings die Rolle von Sprachpflegern und Laienlinguisten bei der Beschäftigung mit den sprachlichen Phänomenen im Mittelpunkt. Die vorliegende Arbeit wurde (teilweise) durch das Bundesministerium für Bildung und Forschung (BMBF) (Förderkennzeichen 01UG0711) gefördert.

are considered in the present article – the first to be presented is known to some experts as the ‘Skandalkonstruktion’. The current contribution advocates the position that – if necessary – abstract linguistic knowledge has to be distinguished from concrete procedural acts of speaking and understanding.

The image shows a musical score for four voices: Soprano (H.), Alto (B.), Tenor (O.), and Bass (Br.). The music is in a key signature of two flats (B-flat and E-flat) and a common time signature. The lyrics are: "Ein Scandal! Ein Scandal! Ein Scandal!" for the vocal parts and "Doch, doch wir" for the Soprano part. A "rall." marking is present above the Soprano part. The score is a snippet from a larger work.

Auszug aus „Der arme Jonathan“, Musik: C. Millöcker, Text: H. Wittmann und J. Bauer

1. Vorbemerkungen zum Skandal

In der grammatiktheoretischen, syntaxorientierten Literatur wird seit relativ kurzer Zeit ein bestimmter Fall von Skandal kontrovers diskutiert, der möglicherweise ein (oder eben doch kein) Sonderfall eines äußerst interessanten Phänomens ist – der sogenannten „grammatischen Illusion“. Um dieses Phänomen soll es im vorliegenden Beitrag gehen. Die sprachliche Struktur, die als Aufhänger der Kontroverse gelten kann, ist allerdings so jung nicht. Es handelt sich dabei um einen Verbkomplex, eine Anhäufung verbaler Elemente in der rechten Satzklammer. Sie wurde schon im 19. Jahrhundert in sprachpflegerischen Pamphleten gerügt (Merkes 1895: 72). Ihre Besonderheit wurde später vom Doyen der Verbkomplexbildung – Gunnar Bech – erkannt und erstmals wissenschaftlich besprochen (Bech 1963, 1955/83). Reis entdeckt und diskutiert eine vergleichbare Struktur, die später als „Stirnhorn-Illusion“ bezeichnet werden sollte (Reis 1979). Vogel legt dann 2009 mit einem Aufsatz eine Studie vor, die sowohl von der „Realität“ als auch von der Wohlgeformtheit der Konstruktion ausgeht und einen Analyseversuch macht (siehe Vogel (2009) und weiter unten hier). In Vogels Beitrag wird die einschlägige Struktur als Skandal bezeichnet. Sie gilt als „Skandal“, weil alle in der rechten Satzklammer befindlichen verbalen Elemente laut Vogel die falsche Position und die falsche morphologische Form aufweisen. Dabei beruft er sich auf die Mehrzahl der Forscher, die sich zu diesem „Skandal“ geäußert haben (Vogel 2009: 308). In jedem Falle klingen die Beispielsätze (1) – (4), die von Linguisten in authentischen Texten gefunden wurden, gar nicht so schlecht:

- (1) (Ich) hoffe, geholfen haben zu können. (auch Haider 2010)
- (2) Er bedauerte, es nicht verhindert haben zu können. (Vogel 2009)
- (3) Eine Pariserin namens Dimanche soll sich ein gewaltiges Stirnhorn operativ entfernt haben lassen. (Reis 1979, nach einer „Spiegel“-Ausgabe von 1973)
- (4) ... ohne sein Studium vollendet haben zu können. (Merkes 1895)

Was genau hier das Falsche an den Formen sein soll, wird im nächsten Abschnitt ausführlich erörtert. Zunächst soll erst noch kurz etwas Generelles zur Beurteilung und Bewertung sprachlicher Strukturen gesagt werden.

Unter Linguisten ist es im Allgemeinen anerkannt, dass die Grammatik das Herzstück des Phänomens Sprache bildet und als ein Regelwerk definiert wird. „Regelwerk“ bedeutet in diesem Fall eine Menge von Regeln, die bestimmen, welche sprachlichen Ausdrücke korrekt, gut, grammat(ikal)isch oder (prinzipiell) möglich sind und welche eben nicht. Hier bedeutet für den Sprachwissenschaftler „korrekt“ etwas anderes als für den Sprachpfleger. „Korrekt“ ist hier quasi synonym zu „prinzipiell möglich“. So sind im Deutschen Ausdrücke wie *zu der Zeit, wo ich im Genf gelebt habe* und *das war schöner wie in Suhl* oder *größer als wie er* eben durchaus möglich und deshalb für einen Linguisten korrekt. Dass sie möglich sind, ist bei diesen Fällen ziemlich evident: Derartige Konstruktionen werden zuhause von unbekümmerten Sprechern in mündlicher und schriftlicher Form gebildet. Deswegen werden diese Mitglieder der deutschen Sprechergemeinschaft von Sprachpflegern und konservativen Deutschlehrern gerügt und zur Vermeidung solcher Ausdrücke angehalten. Für einen sprachbewussten, normorientierten Deutschsprecher sind derartige Formulierungen eben nicht korrekt; für ihn sind sie schlecht, falsch oder eben inkorrekt. Der Grund ist, dass sie gegen normative Regeln verstoßen, das heißt gegen bewusst gemachte, konventionelle und dabei öfter willkürliche Vorschriften, wie sie in präskriptiven Grammatik-Handbüchern dargestellt sind. Diese Regeln sind aber eben nicht diejenigen, die den Linguisten sonderlich interessieren. Diesen interessiert eher, warum man im Deutschen nicht sagen kann *mehr groß als du* oder *größer deiner*, obwohl etwas Entsprechendes im Russischen beispielsweise möglich ist. Oder warum der *wo*-Nebensatz am absoluten Satzanfang zwar in (6), aber keinesfalls in (10) möglich ist.

- (5) Ich habe nicht gewusst, wo genau er in Genf gewohnt hat.
- (6) Wo genau er in Genf gewohnt hat, habe ich nicht gewusst.
- (7) Das ist der der Zeit gewesen, wo er in Genf gewohnt hat.
- (8) Das ist zu der Zeit, wo er in Genf gewohnt hat, gewesen.
- (9) Zu der Zeit, wo er in Genf gewohnt hat, ist das gewesen.
- (10) *Wo er in Genf gewohnt hat, ist das zu der Zeit gewesen.

Die Regeln, die die guten, nichtgesternten Ausdrücke ableiten, und die gesternten ausschließen oder eben nicht ableiten können, sind die für den Linguisten interessanten grammatischen Gesetzmäßigkeiten. Solche Regeln lernt man als Kind im Spracherwerb jedoch nicht durch Belehrung und Instruktion. Dass (10) nicht wohlgeformt ist, weiß jeder deutsche Muttersprachler intuitiv, er muss es gar nicht bewusst lernen¹. Das ist gemeint, wenn man davon spricht, dass sprachliches Wissen größtenteils unbewusst ist: man weiß, dass (10) nicht korrekt ist, aber man, also der Laie, kann nicht begründen, was am Ausdruck falsch ist und warum. (10) ist ein unstrittiges Beispiel für einen Satz, der gleichsam für Sprachpfleger wie für Sprachwissenschaftler schlecht ist. (9) ist nun ein Satz, der – obwohl für viele Sprachpfleger inakzeptabel – für Sprachwissenschaftler durchaus in Einklang mit grammatischen Regeln erfassbar und somit auf seine Weise korrekt gebildet ist. Für viele Grammatiker, speziell für generative Theoretiker, stand lange Zeit ein idealer Sprecher als Autorität für Grammatikalität gerade. Es war Konsens anzunehmen, dass quasi alle Sprecher einer Sprachgemeinschaft dieselben Regeln im Kopf haben und deshalb auch über dieselben Intuitionen verfügen würden. Dieses sozusagen bei allen gleiche Wissen macht die Kompetenz aus. Wenn es nun zu Verstößen beim Sprechen kam, lag das an sogenannten Performanzfehlern: das Kurzzeitgedächtnis, das den Anfang eines Satzes vergessen ließ, das Sprechtempo, das einen über die eigene Zunge stolpern machte oder die Wortfindungsblokade, die den Redefluss unterbrach oder sich ein falsches Wort einschleichen ließ. Für Beispiele wie (5) – (10) war diese heuristische Herangehensweise auch völlig ausreichend. Es reichte die bloße Introspektion des muttersprachlichen Linguisten. Im Laufe der Zeit allerdings kamen Zweifel. Nicht immer waren die Intuitionen so klar, und immer öfter divergierten die Behauptungen, was ein richtiger sprachlicher Ausdruck ist und

1 Im Folgenden stelle ich gewisse Grundannahmen dar, wie sie in Einführungsbüchern zur Generativen Grammatik skizziert sind. Diese von Noam Chomsky begründete und maßgeblich gestaltete Theorie hat immer im Blick, wie ein heranwachsendes Kind seine Muttersprache erwirbt. Die „Philosophie“ hinter dem Ansatz ist natürlich alles andere als unumstritten. Viele Aspekte scheinen jedoch auch Nicht- oder unorthodoxen Generativisten einsichtig und werden von ihnen oft übernommen. Deshalb beleuchte ich den mir wichtigen Punkt von eben dieser Perspektive. Dass das Sprachsystem, dessen Wesen die Linguistik ergründen möchte, auch unabhängig von Lern- und Wissensaspekten beschrieben und erklärt werden kann – vielleicht sogar muss, ist eine ebenfalls sinnvolle und vielversprechende Annahme. Zum Verhältnis der verschiedenen Sichtweisen und zur Entscheidung über den Vorzug des Herangehens und der damit verbundenen weiteren Entwicklung in der Grammatiktheorie ganz allgemein verweise ich auf den Beitrag von Martin Neef (2013).

was nicht – oder was ein Satz bedeuten kann und was nicht. Ganz am Anfang war die bipolare Unterscheidung: ok oder ✓ (oder ganz unmarkiert) für korrekt einerseits und dem entgegengesetzt das Sternchen * als das Zeichen für schlecht. Später kamen das Fragezeichen ? für zweifelhaft, manchmal in ähnlicher Funktion das Prozentzeichen %, später dann die Raute # für kontextunangemessen. Und mit der Idee, dass sich die Zeichen kombinieren und dann durch Klammern abschwächen lassen, war der Damm gebrochen: ?? bedeutet(e) besonders fraglich; (#) leicht unangemessen, „eigentlich gut“, ??/* schlecht, aber vielleicht nicht 100%-ig ausgeschlossen usw. Dieser Zustand rief unter vielen generativ orientierten Linguisten Anfang der Neunzigerjahre eine neue Herangehensweise, eine Art „empirische Wende“, hervor (Schütze 1996, Kepser & Reis 2005, Featherston 2005). Das war und ist als ein großer Fortschritt zu werten. Die empirischen Forderungen konzentrieren sich auf Objektivierung in zwei Bereichen:

- (i) sprachliche Äußerungen müssen statistisch signifikant häufig in authentischen Texten vorkommen. Also nur dann, wenn sich eine Konstruktion, sei es ein strukturiertes Wort, ein Syntagma oder ein komplexes Satzgefüge, mit einer gewissen Häufigkeit in sogenannten Korpora wiederfindet, kann sie als real und somit als grammatisch wohlgeformt gelten -
- (ii) sollen fragwürdige Strukturen in psycholinguistischen Experimenten abgetestet werden. Dabei werden möglichst viele Sprecher einbezogen. Die Heuristiken reichen vom simplen Abfragen, ob Muttersprachler bestimmte sprachliche Muster akzeptieren oder ablehnen, bis hin zu hochkomplexen Eye-tracking-Experimenten und sogenannten bildgebenden Verfahren, bei denen Hirnaktivitäten gemessen werden.

Damit hatte die Linguistik in den Augen vieler Kollegen einen großen Schritt zu einer empirisch saubereren Wissenschaft getan. Trotz alledem stellt sich die Frage: Kann es sein, dass gewisse Ergebnisse systematisch mit Fehleinschätzungen behaftet sind? Aus der Wahrnehmungspsychologie kennt man zum Beispiel optische Täuschungen: Wir Menschen nehmen, gebrochen durch unsere Sinne und die Verarbeitung der Reize im Gehirn, Gegenstände oder Prozesse anders wahr, als sie nachweislich tatsächlich sind oder ablaufen (vgl. Ninio (2010) und auch weiter unten). Ist etwas Vergleichbares beim Verarbeiten von Sprache denkbar? Erst seit kurzer Zeit wird intensiv darüber nachgedacht, ob es so etwas wie grammatische Illusionen gibt. Ein wichtiger Auslöser der Diskussion sind dabei Arbeiten des österreichischen Linguisten Hubert Haider (2010, 2011). Seiner Ansicht nach gibt es Strukturen, welche nun den neueren

Empirie-Anforderungen gerecht werden, welche aber den skeptischen Theoretiker weiterhin herausfordern. Es scheint demnach der Fall zu sein, dass bestimmte umstrittene sprachliche Strukturen zum einen ausreichend häufig vorkommen: Belege für die fraglichen Konstruktionen sind teilweise in Hülle und Fülle zu finden. Zum anderen lassen sich diese Strukturen auch in Experimenten mit Testpersonen valide evozieren oder bestätigen. Dennoch stellen sie gerade für den Grammatiker ein Problem dar, weil diese Strukturen nicht wohlgeformt sein sollten. Sie sollten es nicht, weil sie den Regeln, die man erkannt zu haben meint, widersprechen. Das ist der „Skandal“: Es handelt sich um Regeln, die unter Sprachwissenschaftlern Konsens sind. In vielen Fällen sind sie sogar dem Laien unmittelbar einsichtig. Dass solche, in gewissem Sinne regelwidrig gebildeten Ausdrücke aber doch gut klingen und dem Sprachgefühl eher ent- als widersprechen ist erst einmal kurios und dann eben auch skandalös. Wie ist dieser Befund einzuschätzen?

Die Überlegungen zur Thematik beginnen wieder bei der Beurteilung sprachlicher Daten. Für einen Großteil vieler Sprachwissenschaftler lassen sich sprachliche Ausdrücke in zweierlei Hinsicht bewerten. Die einschlägigen Begriffe sind hierbei (i) Grammatikalität und (ii) Akzeptabilität. Eine Struktur ist grammatisch, also grammatikalisch wohlgeformt, wenn sie in Einklang mit den grammatischen Regeln steht. Eine Struktur ist akzeptabel, wenn sie in Einklang mit dem Sprachgefühl steht, wenn sie also von der Mehrheit der Muttersprachler als richtig, als gut und/oder korrekt empfunden wird.

Tabelle 1: Sprachliche Bewertung

grammatisch	akzeptabel		
+	+	wohlgeformt	(i)
-	-	„Wortsalat“, schlecht	(ii)
+	-	„Holzweg“, Performanzproblematik	(iii)
-	+	grammatische Illusion	(iv)

Im Normalfall gehen Grammatikalität und Akzeptabilität miteinander einher. Das liegt in der Logik der Genese dieser Beurteilungen. Ein Linguist stellt die Regeln dem Sprachgefühl folgend auf, formuliert die Gesetze also so, dass das herauskommt, was er initial als richtig, das heißt eben akzeptabel, empfindet. Diese Entsprechung stößt allerdings an Grenzen. Fassen wir kurz zusammen: Im Normalfall sind grammatisch regelhafte Strukturen sprachlich akzeptabel und regelwidrige Konstrukte inakzeptabel. Das ist erwartbar und wird in den Zeilen (i) und (ii) in Tabelle 1 erfasst und entsprechend mit den Beispielen (11) und (12) illustriert.

- (11) a. Der Hänsel sucht die Gretel.
 b. Ob es eine gute Wahl gewesen ist, werden zuallererst diejenigen entscheiden müssen, die sie getroffen haben.
- (12) a. *Hänsel die der sucht Gretel.
 b. *Die sie getroffen haben, werden zu allererst diejenigen entscheiden müssen, ob es eine gute Wahl gewesen ist.
- (13) a. #Der Hund hat die Katze, die die Maus, die den Käse angefressen hat, gejagt hat, gebissen.
 b. #Hätte, hätte, hätte es geregnet, alles abgesagt werden müssen, jemand protestiert?
 c. #Er bezichtigte den Vater des Schreibens unkundiger Kinder.
 d. #Fest steht, dass Max die Kollegen nicht vorgestellt bekamen.

Die Regeln, die beachtet werden beziehungsweise gegen die verstoßen wird, wären beschreibbar durch: Im Deutschen geht der Artikel dem Substantiv voran; das finite Verb kongruiert mit dem Subjekt; im Hauptsatz steht das finite Verb an der zweiten Stelle; Relativsätze können nicht allein im Vorfeld stehen; Argumentsätze können im Vor-, im Mittel- und im Nachfeld stehen. Interessant wird es dann, wenn sich die Beurteilungen widersprechen. Die dritte Spalte repräsentiert Fälle, die schon länger bekannt sind. Dazu gehören zum Beispiel sogenannte Holzwegsätze (engl. „garden path“): (13c) oder (13d). Diese Sätze sind bei der ersten Konfrontation für Hörer oder Leser inakzeptabel. Wenn man den Testpersonen allerdings zeigt, was die Struktur ist, werden diese Sätze richtig verstanden und als möglich bewertet. (13d) zum Beispiel soll zurückgehen auf einen Satz: *Den Max bekamen die Kollegen nicht vorgestellt*. *Max* ist also „akkusativisch“ gemeint und somit als direktes Objekt zu verstehen. Er (=Max) wird den fraglichen Kollegen vorgestellt. Sobald der Name *Max* mit dem im Standarddeutschen stigmatisierten Artikel (=den) versehen wird, ist die Struktur einigermaßen durchschaubar, und die artikellose Variante (13d) wird verständlich und akzeptabel. Ähnliches gilt für mehrfache Zentraleinbettungen. (13a) und (13b) sind regelkonform gebildet, allerdings werden sie nur als „richtig“ beurteilt, wenn den Hörern Zeit gegeben wird, die Abhängigkeiten aufzulösen. Man muss sich erst die einfachere Variante vergegenwärtigen: *Der Hund hat die Katze, die die Maus gejagt hat, gebissen*. Das Gleiche macht man noch einmal mit dem Teil *Die Katze hat die Maus, die den Käse angefressen hat, gejagt*. Anschließend „bastelt“ man die beiden Teilaussagen zusammen. Ähnlich bei den „hätte“-Sätzen: *Hätte, wenn es geregnet hätte, alles abgesagt werden müssen?* Der *wenn*-Satz kann zum *hätte*-Satz umformuliert werden, ähnlich wie bei: *Wenn es geregnet hätte, wären wir nicht gekommen* zu *Hätte es geregnet, wären wir nicht gekommen*. Wenn man das dreimal macht,

kommt man zu der Struktur in (13b). Bedeuten tut dieser Satz dasselbe wie: *Hätte denn jemand protestiert, wenn – falls es geregnet hätte – alles hätte abgesagt werden müssen?* Bei normalem Sprech- oder Lesetempo setzt das Verständnis solcher Konstruktionen wie in (13) aus, und die Sätze werden eben als abweichend im Sinne von „inkorrekt“ beurteilt. Für Haider und andere neugierige und skeptische Sprachwissenschaftler interessant ist nun der umgekehrte Fall: Strukturen, die regelwidrig gebildet wurden, die aber dennoch in Harmonie mit dem Sprachgefühl stehen. Derartige sprachliche Konstruktionen suggerieren also trotz Inkorrektheit die (oberflächliche) Intuition, dass sprachlich „alles in Ordnung“ sei. Ebendiese nennt Haider „grammatische Illusionen“, die er als invers-entsprechende Phänomene zu Holzweg-Konstruktionen charakterisiert. Er begreift sie als sprachliches Pendant zu optischen Illusionen.

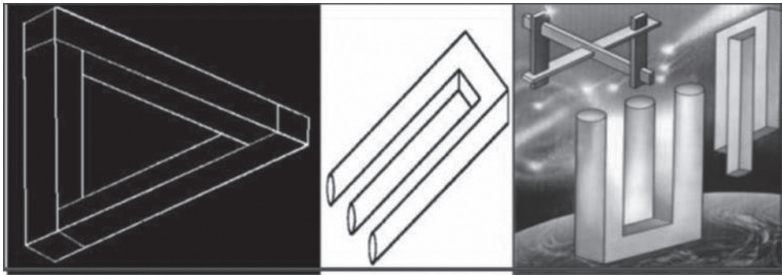


Abb. 1: optische Illusionen (aus Haider 2010a)

Haiders Paradebeispiel zur Illustration einer grammatischen Illusion ist nun die in (1) – (4) illustrierte Skandalkonstruktion. Sie ist eine komplexe Infinitivkonstruktion (im Weiteren auch häufig „Verbcluster“ genannt) mit drei verbalen Bestandteilen in der rechten Satzklammer. Sie ist „skandalös“, weil alle in der rechten Satzklammer befindlichen verbalen Elemente die falsche Position und die „falsche“ morphologische Form aufweisen (zur Wiederholung noch einmal (1)):

(1) (Ich) hoffe, geholfen haben zu können. (auch Haider 2010a)

Laut Haider liegt hier also eine Illusion vor. Wie kommen derartige Verbcluster zustande? Läuft da tatsächlich etwas falsch, und wenn ja: was? Fest steht, dass ein entsprechender finiter Satz problemlos wäre, sowohl in kanonischer Subordinationsform mit der unterordnenden Konjunktion *dass* (14) als auch mit hauptsatztypischer Verbzweit-Stellung (15).

(14) Ich hoffe, dass ich ihnen habe helfen können.

(15) Ich hoffe, ich habe ihnen helfen können.

Diese Beispielsätze zeigen, dass das „höchste Verb“ des eingebetteten Satzes das Hilfsverb *haben* ist. Gebeugte, also finite, Verbformen sind immer die „höchsten“. Man sagt in solchen Fällen, *haben* statusregiert das Modalverb *können*, das hier im Ersatzinfinitiv auftritt. Das heißt also, dass *haben* die morphologische Form bestimmt, die das abhängige Verb aufweist. (Wäre das „höchste Verb“ das Futur-Hilfsverb *werden*, würde dieses bestimmen, dass das „tiefere“ und somit abhängige Verb als regulärer Infinitiv realisiert werden müsste – und weder als Partizip noch als Ersatzinfinitiv) Nichtmodalverben – also „normale“ Vollverben – oder Modalverben, sofern sie kein Verb modifizieren, d.h. zum Beispiel lediglich ein Pronomen oder einen finiten Satz zum Argument nehmen, erscheinen nun in Abhängigkeit zum Hilfsverb *haben* als Partizip II, und nicht als (Ersatz-) Infinitiv.

(16) Ich habe ihnen geholfen/*helfen.

(17) Ich habe es gekonnt?!/*können.

(18) Er hat gewollt/*wollen, dass sie zurückkommt.

Das Modalverb *können* in (14) und (15) wiederum statusregiert das Vollverb *helfen*, das im reinen Infinitiv (ohne *zu*) realisiert werden muss. Will man nun aus einem finiten Satz (wie in (14) oder (15)) einen infinitivischen machen, muss das finite Verb als *zu*-Infinitiv (im 2. Status) realisiert werden. Eine nicht ganz so komplexe, weil nicht-perfektivische Form, illustriert dies:

(19) Ich hoffe, ihnen helfen zu können.

Soll nun eine perfektivische Variante aus (14) oder (15) zu einer Infinitivkonstruktion gemacht werden, wird aus der finiten Form (*ich*) *habe* die infinitivische *zu haben*. Das Ergebnis ist nicht akzeptabel, beziehungsweise ungrammatisch:

(20) *Ich hoffe, ihnen zu haben helfen können.

Das liegt vor allem an einer Regularität, die schon lange bekannt ist: Der Infinitivmarker *zu* muss im (modernen Standard-) Deutschen an vorletzter Stelle stehen (Vogel (2009) nach Bech (1955/83, 1963)). Schon diese Regel steht im Prinzip im Widerspruch zu einer anderen, nämlich der der obligatorischen „Oberfeldbildung“ im Perfekt beim Ersatzinfinitiv. Oberfeldbildung heißt, dass *haben* an einen vorderen Platz im Verbluster drängt. Die Finalstellung des Hilfsverbs ist in diesen Konstellationen ungrammatisch:

- (21) Ich bin sicher, dass ich habe helfen können. (Standard-/Norddeutsch)
 (22) Ich bin sicher, dass ich helfen habe können. (Süddeutsch)
 (23) *Ich bin sicher, dass ich helfen können habe.

Das Ergebnis des Versuches, „zu haben“ im Infinitivcluster zu realisieren, ist quasi inakzeptabel:

- (24) ??/*Ich hoffe, ihnen helfen können zu haben. vgl. aber:
 (25) Ich hoffe, ihnen geholfen haben zu können. (\approx (1))

Haiders Erklärung für die von vielen deutschen Muttersprachlern empfundene relative Wohlgeformtheit von (25 (\approx (1))) ist das Ergebnis eines von ihm so genannten Trugschlusses: Um das Verbot der absoluten Endstellung für das Auxiliar zu umgehen, rückt *haben* innerhalb des Verblusters etwas nach links. Um die „zu-Vorletzt-Regel“ für den Infinitivmarker *zu* einzuhalten, bleibt dieses zurück und präfigiert sich praktisch an *können*. Nun steht *haben* rechts hinter einem Vollverb, direkt nach *helfen*: „Zwischenergebnis“ *helfen haben zu können*. Das ist eine „ungewohnte“ Kombination: ein Perfektauxiliar verlangt normalerweise das Partizip eines Vollverbs und eben keinen (Ersatz-) Infinitiv. Damit man die „Ungereimtheiten“ nicht merkt, so suggeriert Haider, macht der Sprecher aus dem Infinitiv ein Partizip: fertig ist die Illusion (25). (25) klingt für die meisten Sprecher ziemlich akzeptabel, aber alle Regeln scheinen über den Haufen geworden zu sein. Vogel beschreibt es also ganz gut, wen er sagt, dass alle Verben die „falsche Form“ hätten: das Partizip *geholfen* müsste ein einfacher Infinitiv sein, *können* ist Ersatzinfinitiv und müsste eigentlich ein Partizip sein, und *haben* erscheint als einfacher Infinitiv, müsste aber, weil es vom Matrixverb regiert wird, als *zu*-Infinitiv realisiert werden. Vogel versucht, der Konstruktion auf optimalitätstheoretische Weise nahezukommen. Das heißt, konfligierende Regeln werden in ihrer Anwendung geordnet: Bestimmte Regeln sind wichtiger als andere, die unwichtigeren können im Konfliktfall unbeachtet bleiben. Haider dagegen begnügt sich damit, zu sagen, dass nicht sein kann, was nicht sein darf. (25) sei eine Illusion, genauso wie andere Reparaturversuche ebenfalls missgebildet sind. Für ihn ist es charakteristisch, dass in uneindeutigen Situationen mehrere Struktur-Kandidaten gebildet werden: *gefunden haben zu können*, *finden gekonnt zu haben*, *haben finden zu können*, *finden haben zu können*, *gefunden gekonnt zu haben* etc. In einem Minitest liefern Haiders Probanden die nicht repräsentativen, sondern lediglich illustrativen Bewertungen in der folgenden Abbildung.

In der Tat ist – entgegen Haiders Befunden – vor allem das Muster Infinitiv-Partizip-*zu haben* ähnlich akzeptabel und scheinbar ebenfalls produktiv. Das entspräche (26):

Elizitationsdaten ? – Wurde soeben untersucht. Erwartet sind gehäuft diverse Vermeidungsstrategien	
<i>Und was haben Sie denn mit der Aufgabe c. angestellt ?</i>	
a. Sie glaubt, dass sie das nicht getan haben kann	⇒
b. Sie glaubt, das nicht getan haben zu können	
c. Sie behauptet, dass sie das nicht finden hat können	⇒
d. Sie behauptet,	
	<i>absolute number (17)*</i>
1. ... das nicht finden gekonnt zu haben	2
2. ... das nicht finden können zu haben	0
3. ... das nicht haben finden zu können	4
4. ... das nicht gefunden haben zu können	3
5. ... das nicht finden haben zu können	5
6. ... das nicht gefunden gekonnt zu haben	2

Abb. 2: Ausschnitt aus einer Folie aus Haider (2010) - Grammatikalitätsbeurteilungen

(26) Ich hoffe, ihnen helfen gekonnt zu haben.

An dieser Stelle soll (noch) nicht darüber entschieden werden, ob Haider recht hat, wenn er die dargestellte Konstruktion als Illusion hinstellt, oder ob Grammatiker wie Vogel (2009) oder Wurmbrand (2012) recht haben, wenn sie sprachliche Gesetzmäßigkeiten hinter den Mustern vermuten und explizieren (siehe weiter unten).

Im Moment sprechen für Haider noch zwei weitere interessante Beobachtungen. Für ihn ist ein bestimmtes Merkmal bei Illusionen charakteristisch, in diesem Sinne lautet auch der Untertitel seines Aufsatzes: „lokal wohlgeformt, global deviant“. So ist zum Beispiel in (25) das Nebeneinander der zwei Wortformen *geholfen haben* rein für sich genommen eine ganz normale Abfolge, lokal „geht das in Ordnung“. Global dagegen kommen die Formen, was ihre Abhängigkeiten betrifft, nicht zusammen. Betrachtet man den Verbalkomplex in seinem Zusammenhang in Gänze, was zu Beginn dieses Abschnitts ausführlich versucht wurde, ist das Nebeneinander der beiden Formen eben nicht zulässig. Und genau einen solchen „Mis-Fit“ kennt man von einer bestimmten Art optischer Täuschungen. Gerade für Haider sind sich Sprachsystem, das er nicht von Sprachwissen trennt, und visuelles System sehr ähnlich (vgl. Haider 2010b: ix). Das visuelle System höherer Lebewesen, so eben auch das menschliche, ist die evolutionsbiologische Lösung des Dimensionsproblems: Die dreidimensionale

Welt stößt mit und durch Lichtwellen auf die zweidimensionale Außenbegrenzung des Auges, von wo sie weitergeleitet wird. Das Gehirn „rechnet“ die optische-neuronale Information dann wieder in den dreidimensionalen Eindruck „um“, sodass wir uns in der Welt bestens zurechtfinden. Ähnlich funktioniert die Grammatik als die (kultur-/-) biologische Lösung zur Überbrückung der „fehlenden“ Dimension. Sprachliche Äußerungen sind linear – Laut nach Laut, Morphem nach Morphem, Wort nach Wort. Diese Einheiten gehen allerdings mehr oder weniger enge Beziehungen miteinander ein: Der Satz *Der Hund bellt* besteht aus drei Wörtern. Es ist unschwer nachzuvollziehen, dass *der* und *Hund* enger zusammengehören als *Hund* und *bellt*. Diese Intuition kann man mit Klammern verdeutlichen ((*der Hund*) (*bellt*)). Dazu kommt noch, dass der Satz verschieden intoniert werden kann; als einfacher Aussagesatz mit sich senkender Stimme oder aber auch mit nach oben gehender Stimme. Dann bekommt man eine Fragebedeutung: *Der Hund bellt?* Solcherlei Information wird als suprasegmental bezeichnet. Unser Sprachvermögen baut demnach Strukturen auf, die komplexer sind als die scheinbar reine Linearität einer sprachlichen Äußerung. Diese Vergleichbarkeit von Sprach- und visuellem System legt für manche Forscher bestimmte Wahrnehmungsphänomene nahe. Die in Abbildung 1 in der Mitte und rechts dargestellte sogenannte Teufelsgabel illustriert den Punkt bei optischen Täuschungen in Reinform. Die drei rundlichen Gabelspitzen – in Gedanken vom Unterteil abgeschnitten – sähen in der Zeichnung einer gewöhnlichen Gabel ganz genauso aus. Der untere Teil, der ein eckiges Hufeisen sein könnte, ist für sich genommen ebenfalls unproblematisch. Insofern „schluckt“ der Betrachter die gesamte Darstellung. Erst wenn versucht wird, die zweidimensionale Zeichnung in Gedanken dem entsprechenden dreidimensionalen Gegenstand zuzuordnen, merkt man, dass das ein unmögliches Unterfangen ist. Einzelnen funktionieren die Teile (lokal) – in der suggerierten Gesamtheit (global) nicht. Dasselbe Prinzip – künstlerisch umgesetzt – findet man beim niederländischen Grafiker Maurits Cornelis Escher zuhauf. Zum Beispiel dieser Ausschnitt aus der Zeichnung „Trepp-auf-Trepp-ab“:

Lokal wohlgeformt: die einzelnen geraden Treppen funktionieren für sich problemlos, der naive kurze Blick auf die Gesamtzeichnung scheint auch keine Selbstzweifel an der Wahrnehmung auszulösen. Erst, wenn der Betrachter gezwungen wird, sich das dargestellte Bauwerk zusammen mit dem Prozess des (Auf-und-Ab-) Marschierens konsistent zu vergegenwärtigen, stellt man die Unmöglichkeit des Unterfangens fest. Derartige Täuschungen kennt man in der Wahrnehmungspsychologie schon länger. Der Biologe Jacques Ninio schreibt in der Sonderausgabe „Welt der Illusionen“ der populärwissenschaftlichen Zeitschrift „Gehirn und Geist“ dazu Folgendes: „[Optische] Illusionen

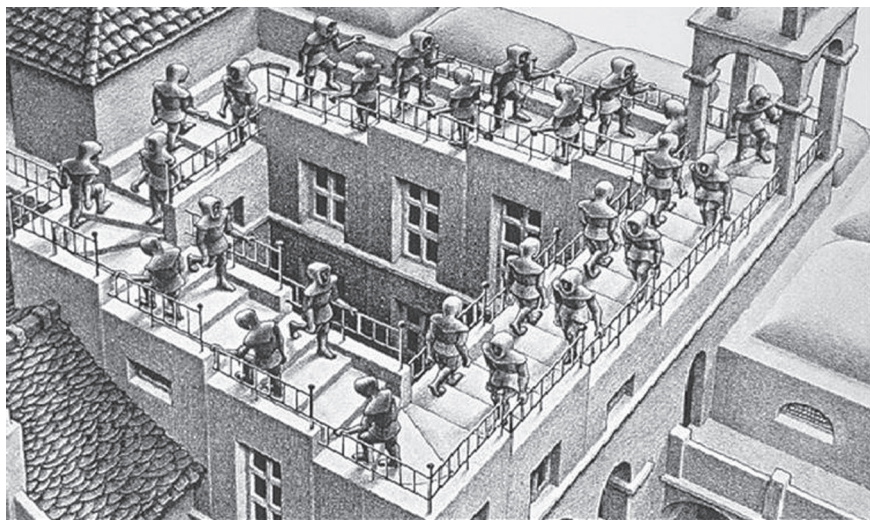


Abb. 3: M.C. Escher's "Ascending and Descending" © 2014 The M.C. Escher Company-The Netherlands. All rights reserved.

sind keine Defizite unserer Wahrnehmung, sondern das Ergebnis verdeckter Verarbeitungsprozesse im Gehirn“ (Ninio 2010: 12). Da Sprachverarbeitung im Gehirn ähnlich wie das visuelle Verarbeiten optischer Reize ein modularer Prozess ist, also einer, bei dem verschiedene Subsysteme interagieren, ist es nicht verwunderlich, dass es eben auch sprachliche Illusionen gibt und dass die dann Ähnlichkeiten mit optischen Täuschungen haben. Der von Haider betonte „Lokal-ok_vs._Global-schlecht“-Unterschied deutet zunächst einmal ganz stark in diese Richtung.

Der zweite Punkt, der ebenfalls für Haider spricht, ist keine theoretische Überlegung wie die gerade angestellte, sondern eine weitere simple empirische Entdeckung. Was die Akzeptabilität der Skandal-Konstruktion oder Stirnhorn-Illusion betrifft, unterscheiden sich in deren Beurteilung Theoretiker wie Vogel (2009) und Wurmbrand (2012), die diese Strukturen für grammatisch halten, von denen wie Haider, der einen Illusionsstatus proklamiert und sie für ungrammatisch hält. Bei folgenden Beispielen scheint eine Grammatikalitätsbeurteilung eindeutiger. Ich behaupte, die fraglichen Strukturen sind grammatikalisch missgebildet; allerdings handelt es sich um belegte Sätze. Darüber hinaus klingen sie durchaus nicht wie reiner Wortsalat, sondern haben etwas an und in sich, das die Ungrammatikalität abbildert.

- (27) Stokes, der die Arbeit Ludwig's citirt, übersah diese Berichtigung, und erklärt, in Dujardin's Arbeit diese Species tesselatus nicht habe finden zu können, was begreiflich ist, da sie niemals existirte.²
- (28) Mein Diener in Birma entschuldigte sich einst, eine von mir als blau (pya) bezeichnete Flasche nicht habe finden zu können, sie sei ja grün (zehn).³

Wem diese Sätze zu „veraltet“ klingen – immerhin stammen sie beide aus dem 19. Jahrhundert – seien hier zwei neuere Belege angeführt. Diese beiden Sätze sind genau vom selben „Strickmuster“. Außerdem stammen sie von Personen, die sich für quasi professionelle Schreiber halten, was dafür spricht, dass es sich nicht um Flüchtigkeitsfehler handelt, sondern um Produkte des bewussten Formulierens:

- (29) Für Marie, der ich verdanke, diese Zeilen habe schreiben zu können⁴
- (30) [Dieser Teil hätte sicher hier und da besser sein können. Ihn mehr ausbauen und so. Doch wie gesagt ich habe keine kreative Phase im Moment!] Bin froh(,) den Teil habe schreiben zu können! (DragonBallZ-Manga)

Die Sätze (27), (28), (29) und (30) sollten ungrammatisch sein, denn bei den fraglichen Strukturen handelt es sich um Infinitivkonstruktionen: Es gibt kein realisiertes Subjekt, es findet sich keine subordinierende Konjunktion und es erscheint der Infinitivmarker *zu*. Dennoch enthält die rechte Satzklammer einen finiten Bestandteil: *habe*. Global, also in Kombination, sind diese grammatischen Merkmale in einem Teilsatz unvereinbar. Diese Tatsache lässt den Schluss zu, dass hier eine Täuschung vorliegt – sofern man überhaupt geneigt ist, die Struktur nicht gleich als Fehlbildung zu interpretieren.

Was nun die „normale“, also ganz zu Anfang illustrierte Variante der Stirnhorn-Illusion bzw. die Skandal-Konstruktion betrifft, zeichnet es sich ab, dass die Verhältnisse doch weit systematischer sein könnten und somit sogar regelhaft fassbar wären. Vogel (2009) leitet, wie schon angedeutet, die jeweiligen Formen optimalitätstheoretisch her. Dabei werden konfligierende Regeln für deren Anwendung in Bezug auf ihre Stärke geordnet. Weniger „durchsetzungsfähige“

2 Arbeiten aus dem Zoologischen Institut zu Graz. R. von Lenden: Die Gastrotrichen. Eine monographische Darstellung ihrer Anatomie, Biologie und Systematik: www.landesmuseum.at/pdf_freie.../AZI_GRAZ_3_0299-0476.pdf

3 Adolf Bastian (1869) Miscellen, Zeitschrift für Ethnologie I, S. 89, über Guy Deutscher (2010): Im Spiegel der Sprache, C.H. Beck, S. 71.

4 <http://www.die-schreibmaus.de/texte/items/was-sie-sagt.html> (25.6.2013) (= 29) und <http://www.dragonballz.de/fanfics/index.php?action=show&id=4730> (= 30)

Regeln bleiben in machen Fällen dann unberücksichtigt. Wurmbrand (2012 u.a.) verzichtet auf den Optimalitäts-Formalismus, arbeitet aber mit einer ähnlichen Logik. Beide Grammatiker zeigen, dass bestimmte Konstellationen für die Änderungen bei der Wahl morphologischer Formen verantwortlich sind. Im Prinzip ist das Phänomen des Ersatzinfinitivs ja ebenfalls schon eine Art von „Strukturempfindlichkeit“, die ein Skandal sein müsste. Der Ersatzinfinitiv gilt allerdings in keiner Grammatik als systemwidrige Konstruktion oder Reparatur, sondern gehört stets zum ganz normalen Inventar grammatischer Regeln.

Interessant ist in diesem Zusammenhang auch folgende Beobachtung. Haider, der so engagiert für den Illusionsstatus der Skandalkonstruktion, also für die Ungrammatikalität der Struktur, argumentiert, holt sie an anderer Stelle als Beleg für eine ganz andere Gesetzmäßigkeit den deutschen Verbalkomplex betreffend hervor (Haider 2010b: 247). Um die sogenannte Kompaktheit des Verbclusters zu demonstrieren, bietet er folgendes Beispiel bzw. folgende Strukturen an:

- (31) a. dass er nicht gelernt haben muss dafür
 b. [VP gelernt haben dafür] muss er nicht
 c. *ohne gelernt haben dafür zu müssen
 d. ohne gelernt haben zu müssen dafür

(d), hier von Haider als wohlgeformt angeführt, ist nun nichts anderes als eine „klassische“ Skandal-Konstruktion – das allerdings auch nur, wenn man diesen Teilsatz als Variante von *Er hat dafür lernen müssen* versteht; wäre die Entsprechung *Er muss dafür gelernt haben*, ist für Haider wieder „alles in Ordnung“. Was tatsächlich zugrundeliegt, ist in diesem Fall schwer zuzugewinnen. Es spricht aber nichts gegen die skandalöse Variante.

Dies Alles zeigt, dass das Phänomen „grammatische Illusion“ (auch) unter Generativisten nicht übereinstimmend eingeschätzt wird. Wenn man allerdings überzeugt ist – und das ist durchaus nicht selbstverständlich – dass beim Homo sapiens Sprach- und Reizverarbeitung (Sehen, Hören, Riechen etc.) vergleichbar funktionieren, liegt es durchaus nahe anzunehmen, dass es sprachliche Strukturen gibt, die eigentlich nicht zum Sprachsystem (im engeren Sinne) gehören, die aber dennoch von der großen Mehrheit der Sprachbenutzer als wohlgeformt und unproblematisch eingeschätzt werden. Die Wahrnehmung lässt sich also überumpeln. Wir sehen Dinge, oder besser, wir meinen Dinge zu sehen, die nachweislich anders sind, als sie scheinen. Und genauso sagt uns unser Sprachgefühl etwas Anderes, als das, was mancher Linguist als das „eigentlich Richtige“ bezeichnen würde.

Im Folgenden Abschnitt werden ein paar weitere Kandidaten für das Illusionsphänomen vorgestellt. Für eine ausführlichere Darstellung verweise ich auf den Aufsatz (Meinunger erscheint) oder die Materialien Meinunger (2011/12)⁵.

2. (Weitere) Grammatische Illusionen

In diesem Abschnitt möchte ich weitere, eigene Kandidaten für grammatische Illusionen vorstellen.

Da wäre zum Beispiel der sogenannte Adhortativ. Das ist eine Art Imperativ, der neben dem Hörer auch den Sprecher einschließt. Das Deutsche hält dafür die *lass-uns*-Konstruktion bereit.

(32) Lass uns reingehen!

Die Struktur ist also: *lass* + *uns* + einfacher Infinitiv ohne *zu*. Der Infinitiv kann beliebig erweitert sein, zum Beispiel wie in (33) durch eine Adverbialbestimmung und ein Objekt.

(33) Lass uns morgen eine Zeitung kaufen!

Die einschlägige Beobachtung ist nun die: Wenn das betreffende Prädikat ein reflexives Verb ist, entscheiden sich die meisten Sprecher für ein einfaches *uns*⁶.

(34) a. Lass uns uns am Eingang treffen!
b. Lass uns am Eingang treffen.

(35) a. Lass uns uns hier hinsetzen.
b. Lass uns hier hinsetzen.

Das heißt, die meisten Sprecher präferieren die jeweilige b-Variante, obwohl, bei genauer Überlegung sowohl das eingebettete Reflexivverb als auch die Form *lass*

5 Dort finden sich auch bestimmte Verweise auf Korpusbelege oder psycholinguistische Tests, deren Ergebnisse hier im vorliegenden Beitrag im „Schnelldurchlauf“ oft nur beiläufig angerissen und dargestellt werden. Den Leser(inne)n bleibt es überlassen, die behaupteten Grammatikalitätsbeurteilungen am eigenen Sprachgefühl abzuchecken.

6 Das konnte in verschiedenen Befragungen und vorläufigen Tests an den Universitäten Leipzig und Berlin (HU) bestätigt werden. Dasselbe gilt für Adjektivformen, die im Anschluss vorgestellt werden.

jeweils ein *uns* bei sich haben muss, das heißt, die jeweilige a-Variante ist also „richtig(er)“.

Eine weitere Beobachtung ist folgende: Die bekannte Deklinationsregel für deutsche Adjektive besagt, dass nach definitem Artikel und weiteren ähnlichen Determinierern die pränominalen Adjektive schwach gebeugt werden *die langenn Arme, der lange Arm*. Ist kein solches Artikelwort da, und das gilt auch bei besitzanzeigenden vorangestellten Genitivausdrücken, erscheint das Adjektiv in der starken Form: *lange Arme* und *ein bzw. Peters langerr Arm*. Soweit sagen uns das praktisch alle einschlägigen Grammatiken und so diktiert uns die Verwendung der Formen auch das Sprachgefühl. Gar nicht so selten findet man aber Daten wie den Satz in (36), in dem es um eine physiologische Auffälligkeit beim Fossilienfund der Frühmenschenfrau Lucy geht.

(36) Lucys im Verhältnis zu ihrer Körpergröße relativ langen Arme lassen vermuten, dass...⁷

Dieser Original-Belegfund-Satz, in dem das Adjektiv schwach gebeugt ist, wird von fast allen Sprechern generell besser beurteilt als der entsprechende mit starker Flexion.

(37) Lucys im Verhältnis zu ihrer Körpergröße relativ lange Arme lassen vermuten, dass...

Kürzt man die langen Attribute allerdings heraus, wird ersichtlich, dass die stark-schwach Regel durchaus Bestand hat: *Lucys lange_Arme lassen...* versus **Lucys langen Arme*. Den meisten Lesern fällt es jedoch nicht auf: Die gesamte Nominalphrase ist durch die pränominalen Genitiv-NP quasi definit. Das sehr komplexe adjektivische Attribut, das selbst durch mehrere Zusätze modifiziert wird, lässt den genauen Beginn der NP in Vergessenheit geraten. Lokal stehen Adjektiv und Substantiv nebeneinander. Der Sprecher wählt dann die für definite NPs charakteristische schwache Beugung.

Ähnlich ist das bei einer weiteren Adjektivverbindung. Innerhalb einer genitivischen Substantivgruppe muss ein Adjektiv, wenn kein Artikelelement präsent ist, ganz eindeutig morphologisch markiert, also mit einem Kasusuffix versehen sein. Deswegen ist *der Geschmack guten Weines* oder *die Arbeiten guter Studenten* grammatisch. Bei nicht-flektierbaren Adjektiven, von denen es im Deutschen nicht viele, aber einige gibt, ist eine vergleichbare Konstruktion

7 Falk, D. (2010): Wie die Menschheit zur Sprache fand. Aus dem Englischen von S. Kuhlmann-Krieg. DVA, München, S. 86.

ausgeschlossen, weil diese eben keine spezielle Endung aufweisen (vgl. Gallmann 1996): **der Geschmack klasse Bieres*, **die Arbeiten prima Studenten* sind nicht wohlgeformt. Nun weiß man, dass auch Herkunftsadjektive auf *-er* unveränderlich (nicht flektierbar) sind (Fuhrhop 2003), also zum Beispiel *Berliner* in *der Berliner Bürgermeister* oder *Schweizer* in *die höchsten Schweizer Berge*. Diese Adjektive lassen nun aber für die meisten Sprecher einen unmarkierten Genitiv zu (vgl. auch Leirbukt 1983): *die großen Leistungen Tübinger Linguisten*, *der Einsatz Schweizer Soldaten*. Das „dürfte“ nicht sein. Manche Sprachwissenschaftler finden das (fast) unmöglich, Sprachpfleger halten es für unerhört. Beide ordnen es jeweils als skandalös ein.

Zwei weitere sprachliche Ungereimtheiten schleichen sich in sehr komplexen Sätzen ein. Normalerweise gilt als ganz strenge Regel, dass ein mit einer Konjunktion eingeleiteter Nebensatz nur die Verbendstellung erlaubt. Es heißt *Wir wissen, dass das Verb zum Schluss kommt* und keinesfalls **Wir wissen, dass das Verb kommt zum Schluss*. Erst seit sehr kurzer Zeit wird von einer Forscherin bestritten, dass diese Regel kategorisch ist und ausnahmslos gilt (Freywald 2008)⁸. Die Germanistin bringt – dem Empiriekriterium entsprechend – eine Fülle an Belegen, die die Realität beziehungsweise die Produktivität der Struktur belegen (sollen) (38). Auch anfängliche Tests mit derzeit noch zu wenigen Probanden, welche aber die Richtung anzeigen, in die es geht, zeigen, dass bestimmte Sätze die Hauptsatzstellung nach *dass* bisweilen durchaus akzeptabel erscheinen lassen (39).

- (38) ...das liegt einfach daran, dass Kinder, die hiv-infiziert sind, stellen keinen Markt für die Pharmaindustrie dar.
- (39) Es war klar, dass je mehr Geld man erst einmal zu bezahlen bereit war, umso mehr würden die Begünstigten dann immer wieder einfordern.

Eine ähnliche Unsicherheit kann man oder muss man wohl sogar bei sogenannten Schmarotzerlücken – oder englisch „parasitic gaps“ – feststellen. Bei diesen Strukturen wird eine ansonsten valenznotwendige Angabe sprachlich nicht realisiert. Den klassischen Fall bilden Sätze, in denen ein Objekt, das erfragt wird,

8 Scheinbar ist diese Struktur ähnlich wie das von Sprachpflegern kritisierte und von Sprachwissenschaftlern analysierte sogenannte Weil-Vergehen. Damit ist gemeint, dass nach einem *weil* die hauptsatztypische Verbzweitsellung realisiert wird: *Er ist nachhause gegangen, weil er hatte Kopfschmerzen*. Dennoch ist eine Parallelisierung beider Strukturen wegen der Verschiedenheit der involvierten Konjunktionen nicht ohne Weiteres zulässig. (vgl. Meinunger 2011a, auch Freywald 2008).

am Satzanfang es möglich macht, dass innerhalb des komplexen Fragesatzes ein weiteres direktes Objekt (eines weiteren Prädikates) ausgelassen werden kann.

(40) Welches Buch hat er, ohne (es) gelesen zu haben, ins Regal gestellt?

Um diese Option, die vielleicht eine Täuschung in unserem Sinne ist, haben sich scharfe Dispute sowohl innerhalb der Generativen Grammatik, als auch außerhalb seitens verschiedener kritischer Psycholinguisten entzündet (u.a. Dąbrowska (2010)). Fast unbemerkt hingegen blieb eine Konstruktion, die an dieser Stelle abschließend vorgestellt werden soll. Es handelt sich hierbei um Strukturen, wo Attribute das Bestimmungswort eines Kompositums modifizieren. Beispiele sind: *grüner Bohneneintopf*, *künstlicher Besamungsvorgang*, *eheliche Pflichtverletzung*, *deutsche Sprachwissenschaft* (als Synonym zur *linguistischen Germanistik* und eben nicht zur *Linguistik in Deutschland*). Hierarchisch entsprechend zu diesen adjektivischen Konstruktionen sind attributive Bezugnahmen von postnominalen Ergänzungen wiederum ausschließlich auf das Bestimmungswort wie *keine Teilnahmepflicht an Debatten*, *Einführungskurse ins Lateinische*, (*alarmierender*) *Vertrauensschwund in die Politik*, *Einreiseverbot in die UdSSR*. Eine Kombination beider Attribuierungsphänomene war wohl Anlass für den Titel, den Armin Burkhardt (1999) für seinen Sprachreport-Beitrag wählt: *Gut erhaltene Knochenfunde von Urmenschen*. Was hier „falsch“ läuft, ist, dass sich eine modifizierende Konstituente nicht auf ein selbständiges Wort – das Kompositum – bezieht, sondern auf einen Wortbestandteil. Das ist nicht „erlaubt“, und die meisten Sprecher sehen leicht ein, dass *schlechtes Wettergeld* eben eigentlich ein schlechtes Geld sein müsste, was offensichtlich nicht gemeint ist, sondern Geld in Zusammenhang mit schlechtem Wetter. Dieses Phänomen wird auch als sogenanntes Klammerparadox geführt.

Für verschiedene Linguisten haben wir es hier mit Strukturen zu tun, die das Sprachsystem nicht bereitstellen dürfte. Der Sprachgebrauch hält sich aber nicht an die „Vorschriften“ des Systems. Diese Diskrepanz ist vielleicht vergleichbar, aber sicher auf einer anderen Ebene anzusiedeln und insofern ein anderer als der eingangs erwähnte Unterschied von normativer und deskriptiver Grammatik. Wie lassen sich die Befunde interpretieren. Wie schätzen generativ orientierte Grammatiker das Phänomen ein?

3. Eine Einteilung der Illusionen und das Fazit

Im vorausgehenden Abschnitt wurden sprachliche Strukturen dargestellt, die das Phänomen der grammatischen Illusion illustrieren (sollen). In Meinunger (2011/12) habe ich schon ansatzweise versucht, die für Illusionen anfälligen Strukturen zu

charakterisieren und dazu vorher einzuteilen. Dabei war die These, dass zwei lokal bestimmbare Bereiche für Illusionen anfällig zu sein scheinen: (i) erstens tauchen „Ungereimtheiten“ bei unmittelbarer Nachbarschaft (der sogenannten Adjazenz) sprachlicher Zeichen auf, und (ii) zweitens bei allzu großer Distanz – sowohl linear als auch hierarchisch – zwischen sprachlichen Einheiten, die zusammengehören. Eine vorläufige Partionierung würde ausschauen wie in Tabelle (2).

Tabelle 2: Einteilung/Klassifikation der „Illusionen“

Nahbereich (Adjazenz)	Fernbereich (Distanz)
Verbcluster	Adjektivflexion ~ innerhalb von komplexen NPs
Adhortativ-Struktur (<i>lass uns</i>)	Modifikation ~
Derivation-Flexion-„Mismatch“ (-er)	Satzeinbettung (CP-Rekursion)
Fragwürdige attributive Bezüge	Schmarotzerlücken

Die These, die hinzukommt ist die, dass sich die beiden Gruppen auch hinsichtlich des Illusionsstatus unterscheiden. Mir scheint es für die Adjazenzfälle bisweilen Ansätze zu geben, diese anders zu erklären oder zumindest den Versuch einer Analyse zu unternehmen. Verbcluster als Herausforderung an den Grammatiker sind ein alter Hut. Lange mussten bestimmte Verbkomplex-Strukturen aus dem Niederländischen oder Schweizerdeutschen für die Behauptung erhalten, natürliche Sprachen seien nicht kontext-frei im mathematisch-grammatiktheoretischen Sinne (Shieber 1985). Es zeichnet sich allerdings ab, dass die auffällig wenigen Ausnahmen⁹ am besten eben als solche zu sehen sind: nämlich als Ausnahmen, die – ganz redensartlich – die Regel bestätigen. Mit leichten formalen Tricks und mit immer mehr Wissen auch über die mentale Verarbeitung sprachlicher Strukturen und die Leistungsfähigkeit des menschlichen Gehirns überhaupt lässt sich den scheinbaren Ausnahmen – so eben den Verbclustern – beikommen (vgl. Pullum und Gazdar (1982) oder Haenelt (2010)). Dass zwei eigentlich und systematisch benachbarte Segmente bisweilen in ihrer Anordnung umgekehrt (oder verwechselt) werden, sollte nicht überraschen. Solche „Fehler“ kommen beim Kopieren des genetischen Codes oder beim Klavierspielen ähnlich vor wie beim aus der Phonologie bekannten Prozess der Metathese. Im Verbclusterfall beträfe das Umordnen nun nicht Phoneme, sondern Morpheme.

9 Auch wenn angeblich immer mehr Konstruktionen „gefunden“ werden.

Ein weiterer bekannter Prozess, angesiedelt an der Phonologie-Morphologie-Schnittstelle, ist derjenige der Haplologie oder des sogenannten Horror aequi. Haplologie geht auf Maurice Bloomfield zurück und gehört heute fast zu den Standardbegriffen in Sprachgeschichte und Morphologie. Das gleiche Prinzip liegt dem Frans Plank (1981) zugeschriebenen Horror aequi zugrunde: Nebeneinander auftretende gleichlautende Silben werden häufig zu einer einfachen Sequenz reduziert. Das bekannteste deutsche Beispiel ist (*die*) *Zauberin*, die eben nicht als die erwartbare *Zaubererin* erscheint¹⁰. In Meinunger (2011a) habe ich argumentiert, dass dieses Prinzip auch auf der Wortgruppenebene appliziert. Das Ergebnis ist der Wegfall des einen *uns* beim *Lass-uns*-Adhortativ.

(41) Lass uns _ hier hinsetzen!

(41) ist ein Fall von syntaktischer Kontamination – auch Apokoinu genannt. Bei dieser syntaktischen Konstruktion wird ein Teil eines Satzes zugleich auf zwei andere Teile bezogen. Das heißt, der gemeinsame Teil der Konstruktion – das Koinon *uns* – gehört zu beiden Teilkonstruktionen gleichermaßen. Für gewöhnlich steht das Koinon in einer Mittelstellung und bezieht sich auf den vorlaufenden und auf den nachfolgenden Satz oder Text (Poncin 2000, Meinunger 2011a). Im einschlägigen Aufsatz illustriere ich, wie man mit modernen, aber verhältnismäßig einfachen syntaktischen Mitteln („Grafting“) solchen Konstruktionen beikommen kann. Grafting ist eine Methode, eine Vielzahl sogenannter Klammerparadoxe aufzulösen (auch Meinunger erscheint). Dieses syntaxtheoretische Werkzeug eignet sich auch, um die letzten in Tabelle 2 aufgelisteten „Ajazen-Skandal-Strukturen“ in den Griff zu bekommen, nämlich die ungewöhnlichen Attributivkonstruktionen.

Von anderer Kategorie sind die Distanz-Skandale der rechten Spalte. Diese betreffend möchte ich mit Wolfgang Sternefeld argumentieren, der sich schon vor über zehn Jahren genau die hier erörterte Frage gestellt hat, ob es eben nicht auch Akzeptabilität ohne Grammatikalität gebe (Sternefeld 2000). In dem sehr lesenswerten Aufsatz argumentiert Sternefeld dafür, Kompetenz und Performanz im nicht-trivialen Sinne von Kolb (1997) auseinanderzuhalten. Viele sprachlichen Bewertungen scheitern an beziehungsweise profitieren von (zu) hoher Komplexität. So kommt es eben, dass verschiedene Strukturen als akzeptabel empfunden

10 Man könnte argumentieren, dass die Uminterpretation des Derivations-*er* bei den Herkunftsjektivinen zu einem Flexions-*er* eine Art dynamische Haplologie ist. Diese Spekulation, der hier nicht weiter nachgegangen werden soll, gehört allerdings höchstens wie hier in eine Fußnote.

werden, obwohl diese es eben angesichts der eigentlichen Regularitäten nicht sein sollten. Nicht „stimmige“ Konstruktionen werden als gut hingenommen. „Eine Erklärung hierfür könnte sein, dass die Performanz die Kompetenz bei genügender Komplexität überrumpelt und dadurch Grammatikalität vortäuscht. Ich [also W.S.] möchte in solchen Fällen von Kontrollverlust sprechen. Kontrollverlust entsteht, wenn Strukturen mit hinreichender syntaktischer Komplexität intuitiv nicht mehr korrekt analysiert werden können.“ (2000: 31). Kurz nach diesem Zitat findet sich folgender Abschnitt: „...[der] Vergleich mit der Logik eröffnet eine weitere Perspektive für unsere Diskussion, denn auch das logische Schließen und die Semantik natürlicher Sprachen scheinen mit denselben Defekten behaftet wie die Syntax...“. Sternefelds Beispiel, um semantische „Inkompetenzen“ zu illustrieren, ist (42).

(42) Keine Augenkrankheit ist harmlos genug, um ignoriert zu werden.

In der Tat kann man davon ausgehen, dass hier eher Grice'sche Maximen beim Verständnis operativ sind als semantisch blindes, rein kompositionales Aufrechnen beziehungsweise schrittweises Auflösen der enthaltenen sichtbaren und versteckten Negationselemente. Der Satz (43), der wörtlich genommen genau das Gegenteil bedeutet, löst bei quasi allen mit den Sätzen (42) und (43) Konfrontierten in beiden Fällen dasselbe Verständnis aus: Eine jegliche Augenkrankheit muss ernst genommen werden.

(43) Keine Augenkrankheit ist harmlos genug, um nicht ignoriert zu werden.

Sternefeld gibt im selben Beispielblock auch den englischen Satz (44) – allerdings ohne jegliche Quelle an.

(44) No eye-injury is too trivial to ignore.

Genau solche Sätze wurden schon in den Siebzigerjahren von Watson und Reich an entsprechenden Muttersprachlern getestet, analysiert, in ihrer „Verführungstaktik“ entlarvt und „Illusion“ genannt (Watson und Reich (1979)). Neben der unverdaulichen Akkumulation an Negationselementen ist es vor allem die Pragmatik, die es normaldenkenden und -fühlenden Menschen nahelegt, dass das Verständnis etwas ist, was es rein grammatik-logisch nicht sein kann.

Ganz ähnlich, aber doch prinzipiell verschieden dazu, sind die Sätze nach dem Muster (45).

(45) More people have been to Paris than I have.

Der Semantiker Kai von Fintel gibt auf seiner Homepage eine ganze Reihe von teilweise großen Namen, denen die Entdeckung dieses Satzmusters zugeschrieben wird¹¹. Man erfährt da auch, dass der Satz von vielen Kollegen zitiert wird, oft als eine Art Beweis für die Autonomie von Syntax. Konfrontiert mit dem Satz stellt sich bei keinem Muttersprachler spontan der Eindruck ein, dass irgendetwas an diesem Satz schlecht, abweichend oder eben ungrammatisch sein sollte. „The sentence slips by any human parser, even very wary ones, and nevertheless it is complete gibberish once you try to figure out what it means.“ Erst, wenn derjenige, dem der Satz präsentiert wurde, sagen soll, was (45) denn nun bedeutet, wird klar, dass er semantisch nicht wohlgeformt ist. Eine sinnvolle Bedeutung ist nicht fassbar – ähnlich wie bei den Versuchen, die optischen Täuschungen in Abbildung 1 oder 3 aufzulösen¹². Dass Sätze wie (45) tatsächlich erst einmal „geschluckt“ werden wie gute, syntaktisch und semantisch wohlgeformte, ist psycholinguistisch mit modernsten Mitteln von Christensen (2010) nachgewiesen worden – also im selben Jahr, in dem Haider seine Illusionen in Vorträgen vorgestellt hat. Und auch Christensen liefert dieselbe Zeichnung, die Teufelsgabel aus Abbildung 1, um den Effekt zu illustrieren.

Mit Haider, Sternefeld und Christensen haben wir also Vertreter der Meinung, dass grammatische Illusionen psychische Realitäten sind. Es lassen sich sicher noch weitere Sprachwissenschaftler davon überzeugen. Auch in den neusten Arbeiten von Öhl (2013) oder schon älteren von Otero (1972) wird mit dem Konzept der Illusion argumentiert. Schwieriger als bei der Frage nach dem Ja oder Nein zur Illusion wird es sicher bei der Frage, welche konkreten Strukturen als Illusions-Trigger fungieren. Zum gegenwärtigen Zeitpunkt scheinen mir lediglich die Vertreter aus Tabelle 2 unter der rechten Spalte (Fernbereich – Distanz) solche zu sein. (i) Auf die „falsche“ Adjektivflexion wurde schon eingegangen: der NP-initiale Artikel beziehungsweise sein Fehlen (Nullartikel) und das affizierte Adjektiv sind von zu viel intervenierendem Material getrennt. Leicht verändert ist die Situation bei der genitivischen Proform. Dennoch wird auch hier eine Distanzabhängigkeit mental verhandelt, die zu Schwierigkeiten führt. Bei den CP-Rekursionsfällen (ii) und bei den Schmarotzerlücken haben

11 <http://kaivonfintel.org/2004/05/07/more-people-have-been-to-berlin-than-i-have/>

12 Da das Deutsche keine VP-Tilgung bei solchen Komparationsstrukturen anbietet, kann man die englischen Beispielsätze im Deutschen nur trickreich nachahmen. Ganz einschlägig für eine Illustration semantischer Illusionen sind Sätze wie (i) daher nicht. Christensen hat dennoch versucht, solche Daten beurteilen zu lassen und kommt zu ähnlichen Resultaten (persönliche Mitteilung).

(i) In Paris sind mehr Leute gewesen als ich war.

wir es ganz klar mit Satzeinbettungen zu tun, in den meisten der Fälle sogar mit Beispielen der schwer verständlichen Zentraleinbettungen. Es scheint also nicht verwunderlich, dass Verarbeitungsschwierigkeiten die Akzeptabilität mitbestimmen. Im Fall der Holzwegsätze und komplexeren Zentraleinbettungen lehnen Sprecher aus Performanz-Gründen die fraglichen Strukturen ab. Und genauso scheinen Sprecher (und Hörer) aus den selben Gründen nun bestimmte abweichende Strukturen zu akzeptieren. Solche Konstruktionen sind zu komplex, um bei normalem Sprechtempo vollkommen und richtig beurteilt werden zu können. Ganz ähnlich verhält es sich wohl bei gewissen Superioritäts-Phänomenen (iii). Anders als im Englischen können im Deutschen Objektfragewörter vor Subjektfragewörter gezogen werden: Während (46) vollkommen ungrammatisch ist, akzeptieren Deutschsprecher Sätze wie (47) ziemlich problemlos.

- (46) *What did who say? also: *What_i did who say t_i
 (47) Was hat wer gesagt? also: Was_i hat wer t_i gesagt

Generative Grammatiker haben Extremfälle derartiger Strukturen untersucht. Dabei zeigt sich immer deutlicher, dass der Deutsch-Englisch-Kontrast stabil ist. Das heißt, im Deutschen ist die Reihenfolge der Frageausdrücke im Prinzip egal.

- (48) Wohin_i hat er denn wem versprochen [die Schlüssel t_i zu legen]
 (49) Womit_i hat denn wer gedacht, [dass sie es t_i geöffnet habe]¹³

Eine Einschränkung dieser prinzipiellen „Beliebigkeit“ ist allerdings herausgearbeitet worden (vor allem in Haider (2010b: 125ff.) und in den dort zitierten früheren Arbeiten dazu). Wenn das „niedrigere“ Fragewort dieselbe morphologische Form (und eine ähnliche semantische Rolle) innehat wie das „höhere“, wird die Frage inakzeptabel.

- (50) *Wen hat er denn wen gebeten, davon abzuhalten?
 (51) *Wem hat er wem geholfen, dies zu erklären?

Fanselow, Schlesewsky, Vogel und Weskott (2011) bestätigen durch psycholinguistische Experimente in gewisser Weise Haiders eigene Interpretation der

13 Zumindest für Sprecher aus Süddeutschland, die diese sogenannte Extraktion aus *dass*-Sätzen akzeptabel.

Daten. Es handelt sich bei den ablehnenden Beurteilungen um ein Prozessierungsproblem, also um eine Verarbeitungsschwäche. Dabei reaktivieren die Autoren einen Terminus von Kvam aus den Achtzigerjahren: „Kasusaufprall“. Prätheoretisch gesprochen: Zweimal das gleiche im selben Satz quasi nebeneinander suggeriert: lokal abweichend → also schlecht – selbst dann, wenn die komplexe Struktur, die sich drumherum aufbaut, den „Aufprall“ als kurzzeitigen Widerspruch auflösen würde. Das wiederum heißt, es ist denkbar, dass die Sätze in (50) und (51) Holzweg-Sätzen entsprechen: sie sind womöglich regelkonform gebildet, stellen aber zu hohe Ansprüche beim Verstehen (Tabelle 1, Zeile (iii)).

Andererseits allerdings: Wenn die lokalen Anschlüsse stimmig sind und innerhalb größerer, aber eben nicht zu langer Abschnitte keine Auffälligkeiten auftreten, ignorieren Sprachbenutzer – Sprecher wie Hörer – bestimmte Regelverstöße. Insofern kann Performanz(schwäche) der Grund hinter beiden Grammatikalität-Akzeptabilitäts-„Mismatches“ sein (Tabelle 2, rechte Spalte). Damit hätte man einen einzigen und gemeinsamen Grund für beide Grammatikalität-Akzeptabilitäts-Dissonanzen bestimmt.

Fazit: Unser mangelhaftes Arbeitsgedächtnis streikt beim Verständnis komplexer Einbettungen, unsere Erwartungshaltung blendet potentielle Lesarten aus, und gleichzeitig sorgen diese Faktoren für eine großzügige und gutwillige Bewertung sprachlicher Strukturen und lassen uns in der Illusion, alles sei in Ordnung. Und so kommt es dann zum Skandal, der so gesehen keiner mehr ist.

Literatur

- Bech, Gunnar (1955/83): *Studien über das deutsche Verbum infinitum*. Band 1. 2., unveränderte Auflage mit einem Vorwort von Catherine Fabricius-Hansen. Tübingen: Niemeyer (= Linguistische Arbeiten, 139): [Original: Bech, Gunnar (1955/57): Studien über das deutsche Verbum infinitum. In: Dan. Hist. Filol. Medd. 35 (1955/56) und 36 (1956/57)].
- Bech, Gunnar (1963): Grammatische Gesetze im Widerspruch. *Lingua* 12: 291–299.
- Burkhardt, Armin (1999): Gut erhaltene Knochenfunde von Urmenschen. Zu einigen typischen Attributfehlern in der deutschen Gegenwartssprache. *Sprachreport* 2: 2–10.
- Christensen, Ken Ramshøj (2010): Syntactic reconstruction and reanalysis, semantic dead ends, and prefrontal cortex. *Brain and Cognition* 73.1: 41–50.
- Dąbrowska, Ewa (2010): Naive vs. expert intuitions: An empirical study of acceptability judgments. *The Linguistic Review* 27: 1–23.
- Featherston, Sam (2005): The Decathlon Model of empirical syntax. In: Stephen Kepser & Marga Reis (eds.): *Linguistic Evidence: Empirical, Theoretical, and Computational Perspectives*. Berlin: Mouton de Gruyter, 187–208.
- Freywald, Ulrike (2008): Zur Syntax und Funktion von dass-Sätzen mit Verbzweitstellung. *Deutsche Sprache* 36: 246–285.
- Fuhrhop, Nanna (2003): ‚Berliner‘ Luft und ‚Potsdamer‘ Bürgermeister: Zur Grammatik der Stadtadjektive. *Linguistische Berichte* 193: 91–108.

- Gallmann, Peter (1996): Die Steuerung der Flexion in der DP. *Linguistische Berichte* 164: 283–314.
- Fanselow, Gisbert et al. (2011): Animacy Effects on Crossing Wh-Movement in German. *Linguistics* 49–4: 657–683. Verfügbar unter: http://www.ling.uni-potsdam.de/cgi-fanselow/index.py?site=%20e_publications
- Haenelt, Karin (2010): *Komplexität natürlicher Sprachen*. Verfügbar unter: http://kontext.fraunhofer.de/haenelt/kurs/fohlen/Haenelt_HumLang-Komplexitaet.pdf
- Haider, Hubert (2010a): *Grammatische Illusion - Lokal wohlgeformt – global deviant*. Hubert Haider, FB-Linguistik, Univ. Salzburg. Verfügbar unter: <http://www.uni-salzburg.at/pls/portal/docs/1/1441196.PDF>
- Haider, Hubert (2010b): *The syntax of German*. Cambridge: University Press.
- Haider, Hubert (2011): Grammatische Illusionen. *Zeitschrift für Sprachwissenschaft* 30: 223–257.
- Kepser, Stephan und Marga Reis (2005): *Linguistic Evidence: Empirical, Theoretical and Computational Perspectives*. Berlin: De Gruyter. (speziell das Vorwort)
- Kolb, Hans-Peter (1997): Is I-Language a Generative Procedure? In: GB-Blues: Two Essays. *Bericht Nr. 110 des Sfb 340*. Universität Stuttgart/Tübingen.
- Leirbukt, Oddleif (1983): Über einen Genitiv besonderen Typus. *Muttersprache* 93: 104–119.
- Meinunger, André (2011a): Das ist was ziemlich Komisches ist das! - The syntax of apokoinu-constructions in colloquial German and other languages. In: Eva Breindl, Anna Volodina & Gisella Ferraresi: *Satzverknüpfungen*. Berlin: de Gruyter (= Linguistische Arbeiten 534), 351–378.
- Meinunger, André (2011b): Der Wortartenstatus des Elements ‚je‘ in der komparativen Korrelativkonstruktion. *Zeitschrift für Germanistische Linguistik* 39,2: 217–231.
- Meinunger (2011/12): Über grammatische Illusionen und sprachliche Realitäten - Bemerkungen zum Sprachvermögen (immer wieder leicht veränderter, angepasster und weiterentwickelter Vortrag und zugehöriges Handout)
- Meinunger, André (2012): Über kindliche Sprachstörungen, bürgerliches Gesetzbuch und deutsche Sprachwissenschaft – sprachliche Illusionen und Realitäten. *Sprachheilarbeit* 3/12: 1.
- Meinunger, André (erscheint): Complex numeral expressions - A plea for grafts. In: *Syntax*.
- Meinunger, André (in Vorbereitung): Zum Verhältnis von Sprachwissenschaft und Sprachpflege – Der Versuch einer positiven Sicht. Voraussichtlich in: *Greifswalder Beiträge zur Linguistik*, Hempen-Verlag.
- Merkes, Peter Wilhelm (1895): *Der neuhochdeutsche Infinitiv als Teil einer umschriebenen Zeitform: Historisch-grammatische Betrachtungen*. Dissertation, University of Göttingen.
- Neef, Martin (2013): *Das nächste Paradigma: Realistische Linguistik*. Eine Ergänzung zum Beitrag ‚Wo stehen wir in der Grammatiktheorie?‘ von Wolfgang Sternefeld und Frank Richter, verfügbar unter: <http://ling.auf.net/lingbuzz/001801>
- Ninio, Jacques (2010): Visuelle Illusionen – Der gute Knick in der Optik. In: *Gehirn und Geist*: 6–12. [Spektrum der Wissenschaft].
- Plank, Frans (1981): *Morphologische (Ir-)Regularitäten*. Aspekte der Wortstrukturtheorie. Tübingen: Gunter Narr (= Studien zur deutschen Grammatik 13).
- Pullum, Geoffrey K. & Gerald Gazdar (1982): Natural languages and context-free languages. *Linguistics and Philosophy* 4 (4): 471–504.
- Otero, Carlos (1972): Acceptable ungrammatical sentences in Spanish. *Linguistic Inquiry* 3: 233–242.
- Öhl, Peter (2013): *The interaction between competence and performance in building (un)grammatical structures*. Vortrag und Handout: ZAS Berlin und Kiel.

- Reis, Marga (1979): Ansätze zu einer realistischen Grammatik. In: Klaus Grubmüller et al. (Hgg.): *Befund und Bedeutung. Zum Verhältnis von Empirie und Interpretation in Sprach- und Literaturwissenschaft*. Tübingen: Max Niemeyer Verlag, 1–21.
- Schütze, Carson T. (1996): *The empirical base of linguistics. Grammaticality judgments and linguistic methodology*. Chicago/London: The University of Chicago Press.
- Shieber, Stuart (1985): Evidence against the context-freeness of natural language. *Linguistics and Philosophy* 8: 333–343.
- Sternefeld, Wolfgang (2000): Grammatikalität und Sprachvermögen – Anmerkungen zum Induktionsproblem in der Syntax. In: Josef Bayer & Christine Römer (Hgg.): *Von der Philologie zur Grammatiktheorie: Peter Suchsland zum 65. Geburtstag*. Niemeyer Verlag Tübingen, 15–44.
- Vogel, Ralf (2009): Skandal im Verbkomplex: Betrachtungen zur scheinbar inkorrekten Morphologie in infiniten Verbkomplexen des Deutschen. *Zeitschrift für Sprachwissenschaft* 28.2: 307–346.
- Watson, Peter C. & Shuli S. Reich (1979): A verbal illusion. *Quarterly Journal of Experimental Psychology* 31: 591–597.
- Wurmbrand, Susi (2012): *Skandal oder Illusion? Verbkomplexe in der Grammatiktheorie*. Vortragshandout. Universität Stuttgart (Juli).
- Zifonun, Gisela (2003): Was geschieht, wenn „dessen“ auf einen Genitiv trifft? *Sprachreport* 3/2003: 18–22.